

(Nachdruck verboten.)

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thäl.

Es war bereits Mittag. Der Sand des Flusses brannte, in dem von den Böschungen eingeschlossenen Raum wehte kein Lüftchen. In dieser warmen, feuchten Atmosphäre dörrte die gerade herunterfallende Sonne die Haut und trocknete die Lippen aus.

Der Zigeuner ging einige Schritte auf Batiste zu und hielt ihm das äußerste Ende des Strides hin.

„Geben wir jeder ein bißchen nach: Dreißig Duros. Gott weiß, daß ich dabei nicht einen Pfennig verdiente. Sagt nicht nein, ich würde vor Wut umkommen. Also, schlagt ein!“

Batiste packte den Strid, um die Besitzergreifung anzudeuten, dann reichte er dem Verkäufer die Hand, der sie herzlich schüttelte. Der Handel war geschlossen.

Nun zog der Bauer aus seinem Gürtel den ganzen Haufen von Ersparnissen, der ihm auf den Bauch drückte: eine Bannote, die ihm der Besitzer geliehen, einzelne Stücke zu einem Duro, Hände voll Kleingeld, in eine Papierdüte eingetan; und als die Summe beisammen war, konnte er nicht umhin, mit dem Zigeuner unter das Blätterdach zu gehen und ihm ein Gläschen anzubieten; auch mußte der Monote einige Pfennige für seine Laufereien haben.

„Hier, nehmt die Perle des Marktes mit, das ist ein guter Tag für Euch, Senor Batiste; Ihr habt Euch heute morgen mit der rechten Hand bekreuzigt; die Sangfrau Maria will Euch wohl.“

Er mußte ein zweites Gläschen trinken, das der Zigeuner spendete; dann machte er der Sintflut von Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten ein Ende, mit denen der Pferdehändler ihn überschüttete, stieg mit Hülfe des dienstfertigen Monote auf den ungefattelten Rücken des Pferdes und verließ den Markt.

Er war mit seinem Kaufe zufrieden, er hatte seinen Tag nicht verloren. Kaum dachte er jetzt an den armen Morrut; und jedesmal, wenn sich auf der Landstraße oder auf der Brücke jemand umwandte, um den Schimmel zu betrachten, fühlte er den ganzen Stolz des Besitzers.

Die größte Freude empfand er, als er an Copas Schenke vorbeikam. Er ließ den Gaul in leichten Trab fallen, als wäre er ein Rennpferd; er sah, als er vorüber war, wie Pimento und alle Bummler der Huerta mit verdutzten Augen den Kopf zur Tür hinausstreckten. Die Glenden, sie wußten jetzt wohl, daß es nicht so leicht war, ihn anzufassen, und daß er sich zu verteidigen wußte. Sie hatten es gesehen. Das tote Tier war ersetzt. Wenn Gott nur wollte, daß sich zu Hause auch alles so leicht in Ordnung bringen ließ.

Sein hohes, grünes Getreide stand wie ein See mit unruhigen Bogen am Ufer, seine Luzerne wuchs kräftig und strömte einen Duft aus, so scharf und durchdringend, daß das Tier die Nüstern blähte. Ueber seine Felder hatte er sich gewiß nicht zu beklagen, aber zu Hause fürchtete er, das Unglück zu finden, diesen ewigen Gefährten seines Lebens, der sich stets an ihn klammerte.

Sobald Batistet den Trab des Pferdes vernahm, kam er, den Kopf noch mit Vandagen unwickelt, herbei und bemächtigte sich des Galsters, während sein Vater abtrotzte. Der junge Bursche begeisterte sich für das neue Tier; er schmeichelte ihm und streichelte ihm den Kopf; brennend vor Ungeduld, von seinem Rücken Besitz zu ergreifen, setzte er seinen Fuß auf den Schenkel und stieg, nach Art der Mauren, über die Kruppe hinauf.

Batiste trat in die Hütte, die, blank und kokett wie immer, mit ihren leuchtenden Porzellankacheln und ihren ordnungsgemäß verteilten Möbeln glänzte. Aber trotzdem herrschte darin eine Traurigkeit, die sie einem von Sauberkeit strotzenden Grabe ähnlich erscheinen ließ. Seine Frau trat mit dicken, roten Augen, wirren Haaren und einem milden Aussehen, das lange Nachtwachen verriet, auf die Schwelle.

Der Arzt war da gewesen. Er hatte den Kranken eine lange Weile untersucht, hatte dann die Stirn gerungelt und in verblühten Worten gesprochen; dann war er fortgegangen, ohne eine neue Verordnung zu hinterlassen. Als er aber aufs Pferd gestiegen war, hatte er gesagt, er würde am Abend wiederkommen.

Uebrigens war der Kleine noch immer in demselben Zustande; er hatte ein heftiges Fieber, das seinen armen, erschöpften Körper immer mehr verzehrte. Es war genau so wie sonst. Sie hatten sich jetzt an dieses Unglück schon gewöhnt, die Mutter weinte mechanisch, und die anderen gingen mit mürrischer Miene an ihre gewohnte Beschäftigung.

Teresa fragte als gute Hausfrau ihren Mann nach dem Resultat der Reise; und sogar Roseta vergaß ihren Herzenskummer, um sich nach dem Kaufe zu erkundigen.

Alle, Große und Kleine, begaben sich nach dem Stall, um sich das Pferd anzusehen, mit dem sich Batistet in seiner unermüdlchen Begeisterung noch immer beschäftigte. Das kranke Kind blieb in dem großen Bett der Kammer allein, wo es sich mit trüben Augen hin- und herwälzte und mit schwacher Stimme Mutter schrie.

Teresa betrachtete mit ernster Aufmerksamkeit den Kauf ihres Mannes, berechnete langsam, ob er wohl dreißig Duros wert war; die Tochter suchte Unterschiede zwischen dem Morrut seligen Angedenkens und seinem Nachfolger; und die beiden Jüngsten zogen in plötzlichem Vertrauen dem „Neuen“ am Schwanz und streichelten ihm den Bauch, während sie vergeblich ihren älteren Bruder ansahen, sie auf den Rücken des Tieres zu setzen.

Kurz und gut, es gefiel allen, dieses neue Familienmitglied, das erstaunt die Krippe beschmupperte, als fände sich hier eine unbestimmte Spur, eine ferne Erinnerung an den toten Kameraden.

Dann aß man zu Abend; und so groß war das Fieber der Neugier, so groß die Begeisterung für das Tier, daß Batistet und die Kinder mehrmals vom Tische aufstanden, um einen Blick in den Stall zu werfen; sie schienen zu fürchten, dem Hengst wären Flügel gewachsen, und er wäre davon geflogen.

Der Abend verlief ohne Zwischenfall. Batiste hatte einen Teil des bis dahin unbeackerten Terrains zu pflügen; sein Sohn und er spannten das Pferd an und waren ganz stolz, als sie sahen, mit welcher Sanftmut es gehorchte, und wie kräftig es den Pflug zog.

Als sie sich bei Einbruch der Dunkelheit anschickten, die Arbeit zu verlassen, erschien Teresa an der Tür der Hütte und rief sie mit lautem Geschrei; sie schien um Hilfe zu bitten.

„Batiste! Batiste! Komm' schnell!“

Und Batiste stürzte, von dem Ton dieser Stimme und den verzweifelten Bewegungen erschreckt, nach dem Hause.

Der Kleine lag im Sterben. Man brauchte ihn nur anzusehen; ein Zweifel war nicht möglich. Als Batiste in das Zimmer trat und sich über das Lager neigte, schauderte er, als hätte man ihm einen Eimer Wasser über den Rücken gegossen. Der arme „Bischof“ rührte sich kaum noch; nur die Brust bewegte sich mit schrecklichem Nöcheln; der Mund nahm eine violette Färbung an; die fast geschlossenen Lider ließen glasige, unbewegliche Augen sehen, und das bleiche Gesicht schien von einer geheimnisvollen Nacht umdüstert, als hätten die Flügel des Todes bereits ihren Schatten darauf geworfen. Das einzige, was in diesem Gesicht noch glänzte, waren die blonden Locken, die wie ein Seidenknäuel auf dem Kissen lagen, und in denen das Licht der Tonlampe mit seltsamen Reflexen spielte.

Die Mutter stieß ein heiseres Schreien, das Geheul eines wilden Tieres aus. Ihre Tochter, die stillschweigend weinte, mußte zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen, um die arme Frau zu hindern, sich auf den Kleinen zu stürzen oder sich an der Wand den Schädel einzurennen. Draußen weinten die Brüder, ohne sich in das Zimmer zu wagen, als ob die Klagen der Mutter sie vor Grauen und Entsetzen angenagelt hätten. Batiste stand wie betäubt am Bett, ballte die Fäuste, biß sich auf die Lippen und blickte starr auf den gebrechlichen Körper, der so viele Schmerzen und Qualen erdulden mußte. Die Ruhe dieses Niesens, diese trockenen Augen, deren Lider in nervösem Blinzeln zuckten, die über das sterbende Kind geneigte

Gestalt machte einen noch schmerzlicheren Eindruck, als das Wehklagen der Mutter.

Plötzlich bemerkte Batiste, daß Batistet neben ihm stand; der Junge war, von Teresas Geheul geängstigt, hinter seinem Vater hergelaufen. Der Vater wurde rot vor Wut, als er erfuhr, sein Sohn hätte das Pferd auf dem Felde stehen lassen, und Batistet schloß seine Tränen hinunter und eilte hastig fort, um das Tier wieder in den Stall zurückzuführen.

Eine Minute später entriß ein neues Geschrei Batiste seinen schmerzlichen Betrachtungen.

„Vater! Vater!“

Jetzt war es Batistet, der ihn von der Tür her rief. Der Vater, der ein zweites Unglück ahnte, stürzte auf seinen Sohn zu, dessen hastige Worte er noch nicht verstanden: „Das Pferd, der arme Schimmel, er lag auf der Erde, er blutet . . .“

Kaum hatte der Pächter einige Schritte getan, als er das Pferd, noch an den Pflug gespannt, auf der Seite liegen sah, wie er vergeblich aufzustehen sich bemühte, den Hals vorstreckte und vor Schmerzen wieherte, während aus einer Wunde an der Brust eine schwärzliche Flüssigkeit rann, die in die eben erst aufgerissenen Furchen lief. Man hatte es mit einem Messer gestochen, vielleicht starb es daran. „Cristo!“ Ein Tier, das ihm so notwendig war wie das eigene Leben, und für das er sich bei seinen Herren in Schulden gestürzt hatte.

Er blickte sich um, als wollte er den Urheber des Attentats suchen. Niemand war da. In der bläulichen, schimmernden Ebene hörte man nur den dumpfen Lärm der Wagen, das Rauschen des Röhrchens und das Geschrei, mit dem man sich von einem Haus zum anderen anrief. Auf den benachbarten Straßen, auf den Fußpfaden keine Seele.

Batistet suchte sich bei seinem Vater zu entschuldigen.

Gerade als er auf das Haus zulief, hatte er auf dem Wege eine Gruppe von Männern gesehen, lustige Kerle, die lachten und sangen und wahrscheinlich aus der Schenke kamen; das mußten sie sein.

Der Vater wollte nichts weiter wissen: „Pimento! Das konnte nur Pimento sein!“ Der Haß der Huerta hatte ihm bereits ein Kind getötet, jetzt mordete ihm dieser Dieb noch sein Pferd, weil er wußte, wie dringend nötig er es brauchte. „Cristo! War es denn nicht genug, daß ein Mensch zu Grunde ging?“

Und er überlegte nicht mehr. Während Batistet bei dem Pferde blieb und sich bemühte, den Blutstrom mit einem Kopftuch zu stillen, stürmte Batiste in die Hütte, ohne recht zu wissen, was er tat, packte sein Gewehr, das hinter der Tür stand, und stürzte wie ein Wahnsinniger hinaus; unbewußt hatte er während des Laufens den Verschuß geöffnet, um sich zu überzeugen, daß die beiden Läufe geladen waren.

Schrecklich war der Anblick dieses sonst so sanften, friedlichen Kolosses, in dem die unaufhörlichen Angriffe seiner Feinde das wilde Tier gewedt hatten. In seinen blutunterlaufenen Augen blitzte das Feuer des Mordes; sein ganzer Körper zitterte vor Wut. Wie ein zorniger Eber stürzte er durch die Felder, trat die Anpflanzungen nieder, sprang über die Wasserläufe und vernichtete das Röhrchen, um Pimentos Haus schneller zu erreichen.

Hier stand jemand auf der Schwelle. Die Verblendung der Wut und das Halbdunkel der Dämmerung ließen ihn nicht erkennen, ob es ein Mann oder ein Weib war; doch er sah, daß die Gestalt mit einem Satz ins Innere zurücksprang und heftig die Tür schloß, bei dem Erscheinen dieses Wilden, der sein Gewehr an die Wade riß, von heftiger Angst gepackt.

Batiste blieb vor der geschlossenen Tür stehen.

„Pimento! Dieb! Zeige Dich!“

Und seine eigene Stimme klang ihm seltsam, als wäre es die eines anderen. Diese Stimme klang medernd, zischend, von dem dumpfen Zorn wie erstickt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aller Anfang ist schwer.

Von E. G. Glä. Autorisierte Uebersetzung.

Josephine Lafrippe, 50 Jahre alt, Direktorin der „Folies Manitou“.
Julien Martel, 25 Jahre alt, noch nicht aufgeführter Bühnenschriftsteller.

Ort der Handlung: Das Kabinett Lafrippes.

Lafrippe (zum eintretenden Martel): „Ah, Sie sind's?“

Martel: „Ich bin's, Herr Direktor. Ich bin schon wieder da.“

Lafrippe: „Ich freue mich, Sie zu sehen.“

Martel (erstaunt-ungläubig): „Wirklich?“

Lafrippe: „Ja . . . Ich liebe die Leute, welche sich nicht durch Mißerfolge abschrecken lassen, welche ausharren . . .“

Martel: „Ich muß wohl!“

Lafrippe (feierlich): „Beharrlichkeit! Diese Tugend muß ein dramatischer Autor vor allen Dingen besitzen, wenn er . . . (den Ton ändernd). Aber davon abgesehen. Sie kommen natürlich, sich nach Ihrem Stück erkundigen?“

Martel: „Wie gewöhnlich!“

Lafrippe: „Na, wie gewöhnlich muß ich Ihnen auch heute antworten . . .“

Martel: „Daß Sie nicht Zeit gehabt haben, es zu lesen?“

Lafrippe: „Sie besitzen einen erstaunlichen Scharfsinn, junger Mann!“

Martel: „Also wann werden Sie es lesen, Herr Direktor? Denken Sie nur! Vor sieben Monaten habe ich Ihnen mein Stück eingereicht!“

Lafrippe: „Was will das sagen? Größere Autoren als Sie haben noch viel länger warten müssen!“

Martel: „Das ist kein Trost für mich.“

Lafrippe: „Na schön! Um Sie zu trösten, verspreche ich Ihnen, daß ich Ihr Stück noch heute abend lesen werde.“

Martel: „Rein, wirklich?“

Lafrippe: „Noch heute abend! (sucht in einem großen Karton) Da! das ist doch Ihr Stück, nicht wahr?“

Martel: „Ja wohl, das ist mein Stück.“

Lafrippe (das Manuskript auf seinen Schreibtisch legend): „Also Sie sehen, ich lege es hierher . . . Da liegt es . . . Heute abend während der Vorstellung werde ich's lesen.“

Martel: „Und wann darf ich kommen, Ihr Urteil hören?“

Lafrippe (von diesem Wort geschmeichelt): „Mein Urteil? Mein Urteil? . . . Na, kommen Sie übermorgen! . . . (nachdenkend) Ja, übermorgen!“

Martel (sich verabschiedend): „Aber ich kann auch bestimmt darauf rechnen, daß . . .“

Lafrippe: „Sie haben mein Wort! . . . Ach, sagen Sie mal . . .“

Martel: „Herr Direktor?“

Lafrippe: „Haben Sie nicht jüngst eine Erbschaft gemacht?“

Martel: „Ich?“

Lafrippe: „Ja . . . Ich habe so etwas gehört . . . Wer hat es mir doch erzählt? . . . Na, ganz egal! . . . Sie haben einen Onkel verloren?“

Martel: „Ganz recht.“

Lafrippe: „Ich gratuliere!“

Martel: „Oh! Ihr Glückwunsch kommt etwas zu früh. Das Testament ist noch nicht eröffnet.“

Lafrippe (nachlässig): „War Ihr Onkel reich?“

Martel: „Reich? Nein. Aber geizig.“

Lafrippe: „Das ist gut . . . sehr gut — für die Erben!“

Martel: „Ich will's hoffen. Allein mit mir hoffen das noch ecklige Neffen und Nichten.“

Lafrippe: „Teufel! Na, viel Glück!“

Die Glückwünsche Josephine Lafrippes stimmen Julien Martel nachdenklich. Trotz seiner großen Jugend weiß er schon, daß äußerste Vorsicht geboten ist, wenn ein Theaterdirektor zu einem noch unbekanntem dramatischen Autor liebenswürdig wird. Er ahnt einen Rump von seiten Lafrippes, den er nicht gut wird abschlagen können, wofür er nicht auf die Aufführung seines Stückes verzichten will.

Zwei Tage später.

Martel: „Nun, Herr Direktor?“

Lafrippe: „Nun, Herr Direktor? . . . Sie werden staunen!“

Martel: „Sie haben es gelesen?“

Lafrippe: „Ich habe es gelesen.“

Martel (aufgeregt): „Un . . . geht's?“
(Pause, während der Julien Martel das Pochen seines Herzens hört.)

Lafrippe (wichtig): „Es geht.“

Martel: „Ah!“ (Er stößt einen Seufzer der Erleichterung aus und trocknet sich die Stirn.)

Lafrippe: „Sind Sie zufrieden?“

Martel (lebhaft): „Ich bin entzückt! . . . (Pause). Und wann gedenken Sie mein Stück aufzuführen?“

Lafrippe: „Nächstens.“

Martel: „Ah!“

Lafrippe: „Sie haben Nummer elf.“

Martel (enttäuscht): „Wie? Zehn Stücke sollen noch vorher aufgeführt werden?“

Lafrippe: „Ja, zehn Stücke, ungerechnet diejenigen, welche bereits aufgeführt sind und noch ab und zu gegeben werden.“

Martel: „Aber dann werde ich ja erst in drei Jahren aufgeführt werden?“

Lafrippe: „Ja. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mit einer Wartezeit von mindestens drei Jahren zu rechnen haben. Ich könnte Ihnen Autoren nennen, die heute berühmt sind und noch viel länger haben warten müssen!“

Martel: „Das ist kein Trost für mich.“

Lafrippe: „Allerdings nicht. Aber vergessen Sie nicht, daß der Beruf eines dramatischen Schriftstellers zwei Eigenschaften erfordert: Beharrlichkeit und Geduld. Ich habe schon konstatiert, daß Sie erstere besitzen, Sie müssen auch die zweite zu erwerben trachten.“

Martel: „Leider!“
 Lafrippe: „Wenn ich könnte, würde ich Ihr Stück auf der Stelle auführen, so gefüllt es mir!“
 Martel: „Wirklich?“
 Lafrippe: „Ich bin überzeugt, daß es ein Bombenerfolg sein würde!“
 Martel: „Was Sie sagen!“
 Lafrippe: „Sie können sich auf mich verlassen.“
 Martel: „Und . . . ist es unmöglich, eine Ausnahme zugunsten . . .“
 Lafrippe: „Unmöglich? . . . Unmöglich? . . . Unmöglich ist nichts! Allein Sie können sich keinen Begriff machen, welchen Verdruß ich haben würde, wenn ich Ihr Stück außer der Reihe, vor diesen zehn schon früher akzeptierten Stücken auf die Bühne bringen wollte! . . . Sehen Sie, nach dem Stück, das Augenblicklich gespielt wird, muß ich drei Akte von Choissette, dem Kritiker des „Matin“, auführen. Na, Sie können mir glauben, er würde sich nicht damit begnügen, Nachse zu schnauben, sondern er würde auf seinen Schein bestehen und die Bestrafung der ausbedungenen Konventionalstrafe verlangen.“
 Martel: „Nein wirklich?“
 Lafrippe: „Sie begreifen, daß es mir nicht egal sein kann, Choissette 3000 Frank in den Rücken zu werfen und mich noch oben- ein in seinem Blatte herunterreißen zu lassen — bloß um Ihnen einen Gefallen zu erweisen.“
 Martel: „Ich begreife.“
 Lafrippe: „Und dennoch, ich wiederhole es, wäre ich glücklich, wenn ich Sie sofort auführen könnte!“ (Pause.)
 Martel: „Glauben Sie, daß außer Choissette niemand auf der Konventionalstrafe bestehen würde?“
 Lafrippe: „Ich glaube, nein.“
 Martel (zögernd): „Es gäbe vielleicht ein Mittel . . .“
 Lafrippe: „Ach, wenn Sie Choissette die Konventionalstrafe bezahlen könnten, bräuchten wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen. Es ist ein guter Rat, den ich Ihnen damit gebe. Sie würden Ihr Geld bald wiederbekommen . . . (Pause.) Aber daß ich auch daran vergessen konnte! Haben Sie schon Ihre Erbschaft erhalten?“
 Martel: „Ja . . . aber leider . . .“
 Lafrippe: „Wieviel?“
 Martel: „2827 Franks 15 Centimes.“
 Lafrippe (unzufrieden): „So wenig!“
 Pause, während welcher Martel sich fragt, ob es im Interesse einer sofortigen Aufführung seines Stückes nicht zweckmäßiger wäre, 3000 Franks von den 4500, die er in Wahrheit geerbt hat, zu opfern. Ein Gefühl der Scham hält ihn davon ab, Lafrippe zu gestehen, daß er ihn belogen habe; gleichzeitig aber auch die Furcht, der biedere Doktor könnte, in der Voraussetzung, daß die Erbschaft sehr groß sei, ungeheuerliche Forderungen stellen.
 Martel (furchtsam): „Wenn Herr Choissette sich mit einer Abschlagszahlung auf die Konventionalstrafe einverstanden erklärte . . . einen größeren Teil . . .?“
 Lafrippe: „Was nennen Sie einen größeren Teil?“
 Martel: „Nun . . . z. B. 2000 Franks.“
 Lafrippe: „Hm!“
 Martel (seine Brieftasche ziehend): „Hören Sie, Herr Direktor! Ich kann 2500 Franks geben, aber nicht einen Sou mehr.“
 Lafrippe: „Sie haben diese Summe bei sich?“
 Martel: „Allerdings.“
 Lafrippe: „Sie sind ein Mann von Geist. Sie werden Ihren Weg machen! . . . Beharrlichkeit, Geduld, Geist — das sind drei Eigenschaften, die für den Erfolg unerlässlich sind . . . (streng.) Eine Frage jedoch! . . . Wie kommt es, daß Sie eine so große Summe bei sich führen? Sollten Sie das Geld eigens zu diesem Zweck mitgebracht haben? Gedanken Sie vielleicht . . .? Sollten Sie vielleicht die Raibetät besitzen, an dieses Märchen, diese Legende zu glauben, daß es unter den Theaterdirektoren Subjekte gibt, mit denen man ich weiß nicht was für schmutzige Geschäfte machen kann?“
 Martel: „Aber Herr Direktor! Dieser Gedanke . . .“
 Lafrippe (stolz): „Ich gehöre nicht zu jenen, die sich kaufen lassen, glauben Sie mir!“
 Martel: „Ich bin davon überzeugt . . . Ich habe diese 2500 Fr. zu mir gesetzt, weil ich die Absicht hatte, dafür Pfandbriefe der Stadt Paris zu kaufen.“
 Lafrippe: „Sehr schön! Ihre Erklärung genügt mir . . . Sehen Sie, ich bin von einer kolossalen Diskretion . . . Ich rühme mich dessen nicht; im Gegenteil, ich bedaure es sogar . . . In geschäftlichen Angelegenheiten kann einem Diskretion nur schaden. Aber es ist stärker als ich; ich bin diskret! (Die Banknoten nehmend, welche ihm Martel reicht.) Ja, ja, bei meiner Diskretion werde ich wohl mein Lebelang ein armer Teufel bleiben!“ (Er zählt die Scheine sorgfältig und tut sie dann in seine Brieftasche.)
 Martel: „Sind Sie auch sicher, daß Choissette darauf eingehen wird?“
 Lafrippe: „Ganz sicher! Lassen Sie das nur meine Sorge sein! Sprechen wir jetzt lieber von Ihrem Stück! Ich bemerkte vorhin, ich finde es gut.“
 Martel: „Ja.“
 Lafrippe: „Aber Sie dürfen daraus nicht schließen, daß Ihr Stück vollkommen ist.“
 Martel: „Was Sie sagen!“

Lafrippe: „Es sind einige Aenderungen nötig; übrigens ganz unbedeutende Aenderungen. Die ersten beiden Akte sind gut.“
 Martel: „Bon!“
 Lafrippe: „Der dritte Aufzug ermüdet etwas.“
 Martel: „Ah!“
 Lafrippe: „Der vierte . . .“
 Martel (betreten): „Der vierte?“
 Lafrippe: „Der vierte ist viel zu lang. Der letzte Akt muß immer kurz sein.“
 Martel: „Aber Herr Direktor . . .“
 Lafrippe: „Immer!“
 Martel: „Aber Herr Direktor, Sie irren sich! Mein Stück hat nur drei Akte!“
 Lafrippe: „He?“
 Martel: „Nur drei Akte!“
 Lafrippe: „Was erzählen Sie mir da? Ihr Stück heißt doch: „Die gezähmten Schwiegermütter?““
 Martel: „Durchaus nicht! Es betitelt sich „Meine Schwester.““
 Lafrippe: „Wie? Sind Sie sicher?“
 Martel: „Aber ich bitte Sie!“
 Lafrippe: „Himmel Donnerwetter, ich habe mich im Manus- skript geirrt!“
 Martel (geknickt): „Oh! . . . Also dann haben Sie mein Stück gar nicht gelesen?“
 Lafrippe: „Ich habe „Die gezähmten Schwiegermütter“ ge- lesen . . . Aber das ist Ihre Schuld! Warum schreiben Sie nicht Ihren Namen groß und deutlich auf den Umschlag?“
 Martel: „Wann werden Sie es jetzt also lesen?“
 Lafrippe: „Wenn ich Zeit haben werde . . . Heute abend reise ich nach Brüssel, um ein Stück von Maeterlinck anzusehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach bleibe ich einige Tage fort.“
 Martel: „Darf ich nach einer Woche wiederkommen?“
 Lafrippe: „Ich kann Ihnen nichts versprechen.“
 Martel: „Ja, aber . . .“
 Lafrippe: „Hören Sie, Verehrtester, seien Sie gefälligst nicht zudringlich! Ich habe Ihnen zu Ihrer Beharrlichkeit gratuliert, aber Sie dürfen Beharrlichkeit nicht mit Zudringlichkeit verwechseln! Wenn einer von uns beiden Grund hat, unzufrieden zu sein, so bin ich es.“
 Martel: „???“
 Lafrippe: „Zatwohl, ich! . . . Sie rauben mir meine kost- bare Zeit, indem Sie mich ein Stück lesen lassen, das nicht von Ihnen ist, und Sie besitzen die Kühnheit, darüber ungehalten zu sein, daß ich nicht das Ihrige gelesen habe. . . Sie müssen doch ein bißchen logisch denken, zum Teufel! . . . Na, übrigens guten Abend! Ich habe zu tun . . .“
 Martel (von seinem Unrecht überzeugt): „Seien Sie mir nur nicht böse, Herr Direktor!“ —

Kleines feuilleton.

h. Pflanzen, die ohne Wasser und Erde blühen. In der gegen- wärtigen Zeit werden in Blumen- und Samenhandlungen mysteriöse Pflanzengebilde angeboten, die „ohne Wasser und Erde blühen“ sollen. Daß Pflanzen ohne Erde leben und blühen können, ist ja nichts Neues, denn die auf dem Wasser treibenden Schwimmpflanzen bedürfen ebensowenig der Erde, wie die Hyazinthen, die man auf Wassergläser aufsetzt, und die ihre Nahrung gleichfalls nur der Luft und dem Wasser entziehen. Aber Pflanzen, die ohne Erde und ohne Wasser treiben — das ist etwas Neues und gewiß etwas recht Wert- würdiges. Seit wenigen Jahren sind solche Sonderlinge „Handels- artikel“ geworden, das heißt, sie werden jetzt alljährlich zu Beginn des Winters in Massen auf den Markt gebracht. In der Fachwelt kennt man derartige „Trockenblüher“ schon seit geraumer Zeit, allein man legte nie großen Wert darauf, bis eben ein findiger Kopf darauf versiel und einen gangbaren Handelsartikel daraus machte. Interessant sind solche Trockenblüher ohne Zweifel und darum verdienen sie auch die Beachtung der Blumen- und Naturfreunde, zumal sie verhältnismäßig billig sind.
 Sehen wir einmal, was dahinter steckt. Zunächst müssen wir einen Unterschied machen zwischen echten und falschen Trocken- blühern. Als echte Trockenblüher lernen wir solche Pflanzen kennen, die in ihrer Heimat zu einer Zeit in Blüte stehen, wo dem sonnen- durchglühten Erdboden jeder Tropfen Feuchtigkeit fehlt. Derartige Trockenblüher vermögen auch bei uns im Zimmer ohne Erde und ohne Wasser zu blühen, ohne daß dadurch die Pflanze Schaden zu leiden braucht. Anders liegt die Sache mit den falschen Trocken- blühern, denn diese bedürfen zu ihrer normalen Entwicklung sehr wohl der Erde und des Wassers. Wird derartigen Gemächsen durch irgend welchen Umstand die Nahrung entzogen, so vermögen sie zwar auch noch zu blühen, allein sie bringen nur eine sogenannte „Angst- blume“ hervor. Solche Blumen kann man beispielsweise gelegentlich bei Hyazinthen bemerken, welche im Frühjahr auch dann Blumen produzieren, wenn sie nicht in Erde gesetzt wurden. Es geht diesen Pflanzen geradejo wie jenem Federvieh, das den Duden Max und Moritz in die Hände fiel: „Jedes legt“ noch schnell ein Ei, und dann kam der Tod herbei.“ Es hat eben jedes Lebewesen das Bestreben, für Nachkommenschaft zu sorgen; und die falschen Trockenblüher zahlen ihr Blühen mit dem Leben.

Von den echten Trockenblüchern gibt es eine ganze Anzahl, es sind Knollen- oder Zwiebelgewächse. Die gegenwärtig am meisten angebotene Pflanze dieser Art ist eine Verwandte des in unseren Fluren einheimischen Aconitabes, sie stammt aus dem Himalaya und heißt *Arum cornutum* oder *Sauromatum guttatum*. Die abgeplatteten, dunkelbraunen Knollen werden im Spätherbst oder im Winter einfach auf einen Teller gelegt und entwickeln im warmen Zimmer ihre Blüten ohne weiteres Zutun. Die Blume ist außen oliv-grün, innen gelblich-grün und mit vielen unregelmäßigen purpurnen Flecken besetzt. Es ist gewiß ein seltsamer Anblick, wenn diese eigenartige Blume so unvermittelt aus der Knolle hervortreibt und sich rasch entwickelt. Schade nur, daß der „Duft“ der Blume für menschliche Nasen kein angenehmer ist. Gewisse Insektenarten aus der Heimat dieser Pflanze empfinden allerdings anders, denn sie fühlen sich durch den Geruch mächtig angezogen. Nach dem Verblühen setzt man die Knolle am besten in einen mit Erde gefüllten Topf und genießt eine neue Freude, wenn dann im Frühjahr die ebenfalls recht sonderbar geformten Blätter erscheinen. Ueber Sommer stellt man die Pflanze am besten im Freien auf.

Von den verschiedenen anderen echten Trockenblüchern seien hier nur zwei genannt, die gleichfalls mit gutem Erfolge im Zimmer gepflegt werden können. Es sind *Sprekelia formosissima*, deren Heimat Mexiko ist, und *Amaryllis Belladonna* von den Azoren-Inseln.

Von den falschen Trockenblüchern werden gewisse Herbstzeitlosenarten am meisten angeboten. Es sind Vertreter der Gattungen *Colchicum* und *Crocus*, deren natürliche Blütezeit in den Herbst fällt. Wenn diese Zwiebeln zeitig im Sommer aus der Erde herausgenommen werden, so bricht die durch das Trockenhalten in ihrer Entwicklung gehemmte Blume gegen den Winter aus der Zwiebel hervor. Auch von den Alpenveilchen, *Cyclamen*, werden einige Arten als Trockenblüher angeboten, die aber gleichfalls zu den falschen zu zählen sind, und auch sie müssen durch die naturwidrige Behandlung als Trockenblüher Schaden erleiden. —

Literarisches.

e. K. Otto Krille: „Aus Welt und Einsamkeit“. Gedichte. (Verlo, Johann Sassenbach 1906). — Der Titel dieser zweiten Gabe Otto Krilles erinnert auffallend an Robert Seidels: „Aus Kampfgewühl und Einsamkeit“. Das soll kein Vorwurf sein; ich möchte nur angedeutet haben, daß jeder Autor selbst auch bei der Wahl seiner Bücherüberschriften äußerst sorgfältig verfahren müsse, um nicht schon von vornherein in den Verdacht eines gewissen Anlehnungsbedürfnisses an andere zu geraten. Krille widmet dies Büchlein seinen „Freunden und Feinden“. Das klingt gewiß sehr siegesfroh und mag erfreuen; aber der Erfahrene wird es doch für wenig rasiem ansehen. Es gibt unzweifelhaft ungerechte und böshafte Kritiker, sobald es sich um kunstschöpferische Erzeugnisse eines erklärten Sozialdemokraten handelt. Indessen sollte jeder grundlos Angegriffene oder absichtlich Verunglimpfter doch auch eingedenk sein, daß er in neunundneunzig von hundert Fällen mehr von „Feinden“ lernen kann, als von Gönnern und Freunden. Vor allen Dingen geziemt es dem Strebenden, sich nicht der bekehrten Beurteilung anderer zu verschließen, wenn er zur Meisterschaft kommen will. Ich kenne Krilles erstes Opus nicht; aber auch in der vorliegenden zweiten Gedichtsammlung wird man Anlehnungen an andere Dichter gewahr; so in „Abend“ („Fülle der Gesichte“: Goethe), „Barzibal“ (Frisch auf mein Köhlein, trabe: — „Trabe mein Köhlein nun, trabe“: Morise), ferner Anklänge an Sturm, Schiller, Strachwitz, Herwegh. Daß Krille sich an wirklich Großen heran zu bilden bestrebt ist, nimmt für ihn ein. Daß er zur Selbstständigkeit hindrängt, läßt für die Zukunft reifere Gaben erwarten. Nicht muß er noch üben; klingender Worte Reichthum ist nicht immer Reichthum an prägnanten Gedanken und Bildern (siehe p. 6: „Erntegeld umstellt“, braune Weinbeeren im Hochsommer! „Reißentkall, der aus den Feldern gellt“; p. 10: Sonnenhauch; p. 12: Nallich; p. 25: Dämmerstweigenkühner; p. 36: gellen Mufen; p. 44: Krähen sang; p. 47: Fluchen im Mund; p. 55: In orrige Riefen usw.). In „Sonnensehnsucht“ — einer „Dichtung aus dem Arbeiterleben“ — unternimmt Krille einen Anlauf zu größerer epischer Gestaltung. Ein Freund, todesfroh die letzten Lebensstunden in seiner armseligen Mansarde dahinquälend, sehnt sich, noch einmal vor dem Sterben die Sonne zu schauen. Der andere, den der Kranke furchtbar jammert, geht hinunter auf die Straße und legt Feuer an den der Freundesstube gegenüberstehenden Kirchthum. Im schönen Wahn, daß der emporlodern Brand die aufgehende Sonne sei, stirbt der Kranke. Unzweifelhaft ist das ein hochpoetisches Motiv; es wird aber in seiner Wirkung durch den allegorischen Schluß beeinträchtigt. Auch in der Landschaftsphantasie „Der Bagabund“ überwiegt der Aufwand an Rhetorik die eigentliche, obendrein recht magere Pointe. Dafür entschädigt Krille den Leser durch eine Anzahl hinsichtlich ihres Vortrages wie ihrer Form einwandfreier, zum Teil schöner Gedichte, obwohl auch sie der kräftigen „Note“ ermangeln. Sie erhöhen die Freude, die wir an des jungen Autors echt dichterischem Talent haben dürfen. —

Technisches.

— Die feste Nitte. Von einem Kitt wird außer seiner Haltbarkeit am häufigsten seine Widerstandsfähigkeit gegen Wasser

verlangt. Häufig aber, namentlich in der Elektrotechnik bei den jetzt viel in Gebrauch befindlichen Hochspannungsapparaten und wasserdichten Apparaten, die unter Öl funktionieren, macht sich, wie G. Stadelmann im „Elektrotechnischen Anzeiger“ ausführt, das Bedürfnis geltend, einen auch unter Öl gut haltbaren Kitt zu verwenden. Mechanisch oft und stark beanspruchte Teile wird man zwar meist so konstruieren, daß die Isolatoren mit Nohrschellen oder dergleichen gehalten werden, doch dürfte sich auch für viele Fälle ein Kitt von genügender mechanischer Festigkeit eignen, jedenfalls aber wird für mechanisch nicht beanspruchte Teile ein Kitt für Isolatoren erwünscht sein, der durch das Öl nicht angegriffen wird.

Von vornherein sind ausgeschlossen von der Verwendung unter Öl der Siegelack und diesem verwandte Harzmischungen, sowie aber leichter als ein aus Mennige und Wasserglas hergestellter Kitt, da sich diese Masse in Öl auflöst. Auch der sonst übliche und bei Verwendung an Luft sehr beliebte Kitt für Isolatoren, Weiglätte und Glycerin verjagt unter Öl, da er an der Oberfläche schwammig wird. Eisenoxyd und Wasserglas gibt einen zwar sehr langsam erhärtenden aber dann ungemein hart werdenden Kitt, der sich gut unter Öl hält, von dessen Verwendung aber wegen seiner Sprödigkeit abzuraten ist. Marmorstaub, Glaspulver und Wasserglas wird härter als Marmor und hält sich ausgezeichnet unter Öl, zerbricht aber leichter als ein aus Mennige und Wasserglas hergestellter Kitt. Dieser Kitt, der zwar etwas langsam, aber ungemein hart und fest wird, hat ein außerordentlich feines Gefüge und hält sich ganz vorzüglich unter Öl. Marmorstaub und Wasserglas wird nach einigen Tagen so hart wie Marmor, Festigkeit und sonstige Beschaffenheit nahezu wie Marmor, hält sich sehr gut unter Öl. Zement und Wasser hält sich zwar auch unter Öl, ist jedoch zu spröde, so daß von seiner Verwendung abzuraten ist. Zinnoxid und Wasserglas wird hart und fest, besitzt ein feines Gefüge und hält sich gut unter Öl. Zinnoxid, Marmorstaub und Wasserglas, sehr harter und fester Kitt, bedeutend härter und fester als der vorige, nahezu so hart wie Marmor, aber doch nicht so gut wie Marmorstaub und Wasserglas. Für bestimmte Zwecke wird sich wohl der eine oder andere der erwähnten Nitte eignen, jedoch dürfte sich zur Verwendung unter Öl wegen seiner guten Eigenschaften der am meisten erwünschte aus Mennige und Wasserglas bereitete Kitt empfehlen, welcher natürlich auch an der Luft verwendet werden kann. Dieser Mennige-Wasserglas-Kitt lag ein Jahr lang unter Öl, ohne sich dabei in irgend einer Weise zu verändern. — („Techn. Rundschau“.)

Humoristisches.

— Doppelsinnig. „Ihre Frau Gemahlin ist verreist, wie ich höre! . . . Wie geht es denn Ihnen?“
„D, danke, recht gut — mir fehlt nichts!“
— Erkennt. Feldwebel (zu einem sich in Urlaub abmeldenden Soldaten): „ . . . Na, also adieu . . . und bringen Sie mir einige schöne Rosen aus Ihres Vaters Garten mit!“
Soldat: „Zu Befehl, Herr Feldwebel — durch was sen oder fett?“
— Empfindlich. Vogelhändler: „Diesen Zink kann ich Ihnen besonders empfehlen — er pfeift: „Ueb' immer Freu und Redlichkeit“ . . .!“
Kunde: „Was wollen Sie damit sagen?“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der diesjährige Goncourt-Preis ist dem Touloner Schiffsführer Claude Farrère für seinen in Ostasien spielenden Roman „Les incivilises“ zugesprochen worden. —
— Ferdinand Bonn soll das Berliner Theater gekauft haben. Kostenpunkt: Drei Millionen Mark. —
— Erfolg hatten bei der Uraufführung: Heinrich Villenfeins fünftätiges Trauerspiel „Der Berg des Berger-nisses“ im Bremer Stadttheater, Otto Ernsts Schulmeister-idhle „Das Jubiläum“ im Stadttheater zu Altona. —
— In Wien ist das neuerbaute Bürgertheater am Donnerstag eröffnet worden. —
— Abmundsens Nordpol-Expedition ist wohlbehalten in Eagle (Alaska) angekommen. —
— Ein neuer Komet ist auf der Sternwarte in Nizza entdeckt worden. Er ist achter Größe, kann also durch kleinere Fernrohre gesehen werden. Augenblicklich steht er im Sternbild des Bootes, nicht weit von dem hellen Stern Arkturus. —
— Die größte Glocke der Welt ist die Schotokuglocke in Dhaka, Japan. Sie ist 26 Fuß hoch, hat einen Umfang von 54 Fuß und ist 1 Fuß und 7 Zoll dick. Das Gewicht beträgt 114 Tonnen. —